

■ NATASCHA VITTORELLI

Un/Freiwillig scheitern

Eine Historikerin nimmt Abschied von der Wissenschaft und ihrem Betrieb¹

83

Die folgende Geschichte handelt vom Beenden einer wissenschaftlichen Karriere. Sie versucht Wege nachzuvollziehen, die zum Scheitern *in* der Wissenschaft und *an* ihrem Betrieb geführt haben könnten. Ich habe mich für das Verfassen dieses Textes entschieden, weil es scheint, als habe Scheitern (in der Wissenschaft – und da insbesondere, wenn es mit dem Verlassen des wissenschaftlichen Feldes einhergeht) möglichst unauffällig zu erfolgen; und weil Scheiternsprozesse komplex, langwierig, widersprüchlich, uneindeutig und – zumeist – beschämend verlaufen. Die Geschichte erzählt von einer Historikerin und ihren Überlegungen zu persönlichen, institutionellen sowie strukturellen Bedingungen des Scheiterns an der »Wissenschaft als Beruf«. Während die Alltäglichkeit ihrer Scheiternserfahrungen weder besonders noch bedeutsam ist, so zielt der vorliegende Text doch vorwiegend darauf ab, der Stigmatisierung »gescheiterter Existenzen« und dem Verschweigen wissenschaftlichen Scheiterns die Beschreibung eines konkreten Scheitererlebens entgegenzusetzen.²

Vielfach wurde bereits darauf hingewiesen, dass das »Ich« just zu jenem Zeitpunkt in Verruf geraten sollte, als es zunehmend von weiblichen Subjekten in Anspruch genommen wurde; und so mag es denn auch kein Zufall sein, dass jenes Ich, das an dieser Stelle sein Scheitern öffentlich eingesteht, ein weibliches Ich ist. Voraussetzung für das Scheiternseingeständnis des weiblichen Ichs ist das Vorhandensein von Scheiterfähigkeit – eine »Leistung«, die Frauen *innerhalb* der Wissenschaft lange genug nicht zugestanden wurde. Im weiteren Verlauf wird daher immer wieder auf die kontroverse Rede vom Ich und auf das Ich-Sagen zurückgegriffen werden:³ I-C-H bin G-E-S-C-H-E-I-T-E-R-T – so freiwillig wie unfreiwillig, so absichtslos wie absichtsvoll, so entschieden wie unentschlossen, so ungeplant wie vorsätzlich.

1 Für anregende Gespräche, hilfreiche Rückmeldungen und weiterführende Literaturhinweise danke ich Hanna Hacker, Werner Lausecker, Iris Mendel, Nicola Sekler, Judith Simon und Veronika Wöhrer. Von ihren klugen und berechtigten Einwänden haben Text wie Autorin profitiert.

Um der Vielfalt der Geschlechter auch sprachlich Ausdruck zu verleihen, habe ich im Text wahlweise das Binnen-I, den Unterstrich oder beide geschlechtliche Endungen verwendet.

2 Gert Dressel und Nikola Langreiter gehen in ihrem Text über Wissenschaftler_innen, die (nicht) scheitern, auf die mangelnde Besprechbarkeit von Scheiternserfahrungen sowie vorhandene geschlechtsspezifische Unterschiede in deren Thematisierung ein. Gert Dressel/Nikola Langreiter, WissenschaftlerInnen scheitern (nicht), in: Stefan Zahlmann/Sylka Scholz (Hg.), Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten, Giessen 2005, S. 107–126.

3 In ihrer lesenswerten Autoethnografie ersetzt Hanna Hacker das umstrittene »Ich« durch den abwechselnden Einsatz von »Ich«, du, sie. Hanna Hacker, Autoethnographie k/einer queeren Professorin. Dis-sidenz zwischen Uni und Development, in: dies., Queer entwickeln. Feministische und postkoloniale Analysen, Wien 2012, S. 112–134.

Richtig scheitern

84

Ich fasse »Scheitern« im Folgenden als einen Such- und Lernprozess auf, der sich aus einzelnen Scheiternsmomenten – und zwar gerade auch jenen Momenten mehr oder weniger bewusster Entscheidungen, Momenten potenzieller Verweigerung, Widerständigkeit oder Widerspenstigkeit – zusammensetzt. Die Annahme bewusst getroffener Entscheidungen positioniert Scheitern im Spannungsfeld von Freiwilligkeit und Unfreiwilligkeit und relativiert gängige Vorstellungen von Scheitern. Denn »Scheitern« stellt vor allem eine relative Größe dar: Scheitern ist von Zielen abhängig, die sich auch ändern (lassen); Scheitern ist von eigenen und fremden Erwartungen, von der Innen- wie auch der Außensicht abhängig; und nicht zuletzt ist »Scheitern« davon abhängig, wo Anfang und Ende der betreffenden Scheiterns- bzw. Erfolgsstory gesetzt werden: Einem vorläufigen oder vermeintlichen Scheitern kann auf diese Weise (rückwirkend) Sinn verliehen werden. Konventionelle Vorstellungen der Endgültigkeit von »Scheitern« gilt es damit zu hinterfragen. Während Erfolg und Scheitern gemeinhin als Gegenbegriffe aufgefasst werden, lokalisiere ich sie daher innerhalb eines Kontinuums. Gleich dem Scheitern kennt auch der Erfolg eine Außen- wie eine Innenperspektive, die nicht zwangsläufig übereinstimmen müssen; und analog zum Scheitern lässt sich vom Erfolg als einem uneindeutigen Phänomen sprechen. Über beides – Erfolg wie Scheitern – bestimmt die *scientific community* durch Anerkennung, Nichtbeachtung oder Abwertung maßgeblich mit. Ferner hat sie Anteil an Art und Ausmaß des »Scheiterns« – sei es durch Annahmen oder Interpretationen, sei es durch daraus resultierende Haltungen und Handlungen.

Handlungstheoretisch wird zwischen den Idealtypen eines graduellen sowie eines absoluten Scheiterns unterschieden.⁴ Diese beiden Scheiternsformen ziehen zwei mögliche Scheiternsbewertungen nach sich: »Das graduelle Scheitern wird als kurze Unterbrechung von Handlungsmöglichkeiten verstanden, denn es kann später weiter gehandelt werden.«⁵ Absolutes Scheitern gehe hingegen mit dem dauerhaften Verlust von Handlungsfähigkeit einher und führe zu Handlungsbedürftigkeit. Differenzen in der Wahrnehmung der betreffenden Scheiternsform zwischen scheiterndem Subjekt und dessen Umfeld könnten demnach zu inneren Spannungen und gegebenenfalls auch äußeren Konflikten führen: Wenn die Selbstwahrnehmung einem absoluten Scheitern entspricht, das Umfeld jedoch ein graduelles Scheitern zu erkennen vermeint, sähe sich der/die Scheiternde gezwungen, um die Anerkennung seiner/ihrer Interpretation zu kämpfen. Geht das Umfeld von einem absoluten Scheitern aus, während das scheiternde Subjekt ein graduelles Scheitern konstatiert, würde sich dieses angesichts der von außen unterstellten Handlungsbedürftigkeit abgewertet und gedemütigt fühlen. Trifft die Selbstwahrnehmung eines absoluten Scheiterns auf eine identische Fremdwahrnehmung, drohe sich Scheitern als Grenzerfahrung dramatisch zu bestärken und bestätigen. Unter den genannten Umständen birgt das Bekenntnis, zu scheitern bzw. gescheitert zu sein, ein kaum abzuschätzendes Risiko in sich; denn nur im günstigsten aller möglichen Fälle herrscht Einigkeit über eine temporäre und damit überwindbare Handlungsunfähigkeit.

Dieses auf einer Akteur/in-Beobachter/in-Unterscheidung beruhende Modell von Scheiternserfahrung sowie Scheiternsbeurteilung lässt unberücksichtigt, was einem Scheitern notwendiger-

4 Matthias Junge, Scheitern. Ein unausgearbeitetes Konzept soziologischer Theoriebildung und ein Vorschlag zu seiner Konzeptionalisierung, in: Matthias Junge/Götz Lechner (Hg.), Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens, Wiesbaden 2004, S. 15–32. Die nachstehenden Ausführungen folgen Matthias Junges (vorläufigen) Überlegungen zum Scheitern.

5 Ebd., S. 17.

weise vorausgehen müsste: Die Definition klarer Ziele sowie die Festlegung eindeutiger Kriterien, die es erlauben, Erreichen bzw. Verfehlen dieser Ziele zu messen. In der Regel sind jedoch genau diese beiden Voraussetzungen für Scheitern nicht gegeben. Die Psychologen Olaf Morgenroth und Johannes Schaller schlagen daher vor, Scheitern aus einer »Prozessperspektive«⁶ zu betrachten und unterscheiden in diesem Zusammenhang zwischen drei Prozessstadien:

»erstens [dem] Handlungsprozess, also [der] Art und Weise, wie Menschen Ziele auswählen und konkretisieren, wie Handlungen geplant, durchgeführt und kontrolliert werden; zweitens [dem] Bewertungsprozess, also [der] Art und Weise, wie Urteile über Erfolg und Misserfolg zustande kommen und drittens [dem] Bewältigungsprozess, also [der] Art und Weise, wie mit Misserfolgen umgegangen wird und welche Folgen damit verbunden sind.«⁷

85

Wann wird also ein Scheitern zum Scheitern? Wann wird es erkennbar? Wann als solches benannt? Und wer benennt es? Wann lässt sich Scheitern vor sich selbst und schließlich vor den anderen, den Kolleg_innen, dem (wissenschaftlichen) Umfeld nicht mehr verheimlichen? Woher überhaupt die Notwendigkeit zur Heimlichtuerei? Mich persönlich schien gerade der Erfolg dazu zu drängen, die wissenschaftliche Fassade trotz zunehmender Zweifel, Unsicherheiten und Ängste weiter aufrecht zu erhalten. Alles hatte so vielversprechend begonnen und fand über Jahre hinweg seine folgerichtige Fortsetzung: Vorträge, Förderungen, Auszeichnungen, so genannte Exzellenz-Stipendien, eingeworbene Drittmittel, preisgekrönte Monografie. Hatte ich mich dank der in meine wissenschaftliche Laufbahn getätigten Investitionen nicht in eine Art Schuld begeben? Stand mir Scheitern überhaupt zu? Besaß ich denn ein Anrecht auf Aussteigen?

All dies lässt mich lange zögern, Scheitern und Rückzug öffentlich einzugestehen: Wird mein Abgang wahrgenommen werden? Und wenn ja, welche Interpretationen werden folgen? Denn setzt sich, wer wirklich gut ist, nicht durch? Und bedeutet, das wissenschaftliche Feld zu verlassen, nie gut genug gewesen zu sein? Wird also »aufhören« nicht zuallererst meine fachlichen Kompetenzen in Frage stellen? Mit solchen Überlegungen unterstelle ich, dass die dem wissenschaftlichen Feld eigene Logik den Verbleib im Wissenschaftsbetrieb als derart erstrebenswert erachtet, dass ein freiwilliger »Verzicht« angezweifelt würde. Des Weiteren vermute ich, dass Abschiedsszenarien wenigstens einzelne unter jenen Personen, denen es gelungen ist, ihr wissenschaftliches Vorwärtkommen unter zunehmend widrigen Umständen (zumindest vorläufig) abzusichern, nicht unbeeindruckt lassen werden. »Erfolgreich« Verbleibende könnten auf (sich abzeichnendes) Scheitern bzw. angekündigtes Ausscheiden aus der Wissenschaft mit Abwertung, Unverständnis oder Verwunderung reagieren; aber auch mit Versuchen, zum Durchhalten zu bewegen, »selbst« mit Verständnis wäre zu rechnen. Vereinzelt würde bedauert, gelegentlich vielleicht sogar offen beneidet werden. Zumindest manche dieser Verhaltensweisen könnten auf Ängsten, Unsicherheiten und Zweifeln basieren – Ängste, Unsicherheiten und Zweifeln sowohl in Hinblick auf Ungewissheiten, Unvorhersehbarkeiten und Unwägbarkeiten einschlägiger Karriereverläufe als auch in Bezug auf wissenschaftliche Inhalte; vor allem letztere werden gerne verschwiegen oder bestenfalls in vertrauter Runde eingestanden. Doch Scheitern und Ängste beeinflussen einander wechselseitig: Ängste können zu Scheitern führen und (die Aussicht auf) Scheitern macht Angst!

6 Olaf Morgenroth/Johannes Schaller, Misserfolg und Scheitern aus psychologischer Sicht, in: Harald Pechlaner/Brigitte Stechhammer/Hans H. Hinterhuber (Hg.), Scheitern. Die Schattenseite des Daseins. Die Chance zur Selbsterneuerung, Berlin 2010, S. 9–30, hier S. 13.

7 Ebd., S. 26.

Der wissenschaftliche Anforderungskatalog

Seit ihrer Entstehung bestimmt die wissenschaftliche *persona* die imaginäre wie reale Lebenswelt von Wissenschaftler/innen und kann vor allem Wissenschaftlerinnen zum Scheitern verurteilen. Lorraine Daston beschreibt die wissenschaftliche *persona* als eine »kollektive Identität«,

»die nicht unbedingt mit der eines Individuums übereinstimmen muß, die aber dennoch die Aspirationen, Eigenarten, Lebensweisen und sogar körperliche [sic!] Fähigkeiten und Dispositionen einer Gruppe formt, die sich zu dieser Identität bekennt, und von der Öffentlichkeit auch so wahrgenommen wird.«⁸

86

Diese wissenschaftliche *persona* erleb(t)e ich als ein Wesen, das in der selbstbestimmten Suche nach Wahrheit und Erkenntnis seine Erfüllung findet. Sie arbeitet hart, schnell und produktiv, steht ihrem Beruf zeitlich, emotional, intellektuell und körperlich vorbehaltlos zur Verfügung und nimmt für die Verwirklichung ihrer Leidenschaft die derzeit vorherrschenden Beschäftigungsbedingungen – Befristungen, Teilzeitanstellungen, Planungsunsicherheiten – in Kauf. Dank der uneingeschränkten Identifikation mit ihrer Aufgabe erbringt die wissenschaftliche *persona* exzellente Leistungen. Arbeit und Leben bilden eine Einheit, so dass ihr die (vermeintliche) Unterordnung des Privatlebens zugunsten eines höheren Ziels keinerlei Opferbereitschaft abzuverlangen scheint. Die Anforderungen nach Mobilität erfüllt die wissenschaftliche *persona* ebenso gewissenhaft wie jene nach Präsenz und *networking*. Und so darf sie darauf hoffen, sich gegen die Konkurrenz durchzusetzen; eine Garantie dafür, dass ihr beharrliches Engagement in eine unbefristete Stelle – zumeist den ersehnten Lehrstuhl – münden wird, besitzt sie freilich nicht. Doch die feldeigenen Spielregeln hat die wissenschaftliche *persona* ohnehin durchschaut und der daraus resultierenden Risiken ist sie sich bewusst.

Was wie eine überzogene Karikatur erscheinen mag, bleibt für die einzelne Wissenschaftlerin und den einzelnen Wissenschaftler nicht ohne Wirkung. Die Vergegenwärtigung dieses Anforderungskatalogs sollte ein Scheiternseingeständnis ja eigentlich erleichtern – setzt seine Erfüllung doch voraus, von jeglicher Sorge um die Organisation des Alltags, Bedürfnissen nach Selbst- und Fürsorge sowie sozialen und familiären Verpflichtungen befreit zu sein, d. h. einen Lebensstil zu pflegen, der geraume Zeit Gelehrten bzw. Wissenschaftlern vorbehalten war und tendenziell ist. Doch stattdessen wird ein Scheiternsbekanntnis durch die Aufrechterhaltung einer folgenreichen *illusio*⁹ erschwert: »Die Vorstellung von der Wissenschaft als einer Lebensform, die kein anderes Engagement neben sich duldet, ist ein Kernelement des Glaubens, der die wissenschaftliche Arbeit trägt und stabilisiert.«¹⁰ Gleichsam zwangsläufig verschränken sich damit Professionelles, Persönliches, Privates und Soziales auf mitunter unheilvolle Weise. Angesichts des »hohen individuellen Einsatzes«¹¹ – denn

8 Lorraine Daston, Die wissenschaftliche Persona. Arbeit und Berufung, in: Theresa Wobbe (Hg.), Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bielefeld 2003, S. 109–136, hier S. 110.

9 Beate Kraus/Sandra Beaufays, Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Verborgene Mechanismen der Macht, in: Ulrike Vogel (Hg.), Was ist weiblich – was ist männlich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften, Bielefeld 2005, S. 135–151, hier S. 138.

10 Ebd., S. 140.

11 Beate Kraus, Wissenschaft als Lebensform. Die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren, in: Yvonne Haffner/Beate Kraus (Hg.), Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern, Frankfurt a. M./New York 2008, S. 177–211, hier S. 181.

nichts Geringeres als »die soziale Existenz«¹² steht zur Disposition – kann berufliches Scheitern nicht nur einem gesamtbiografischen Scheitern gefährlich nahe kommen; mit dem Ausscheiden aus der Wissenschaft droht neben dem Abbruch eines spezifischen *academic way of life* auch der Verlust von Kontakten und Beziehungen zu Bekannten, Kolleg_innen und selbst Freund_innen. Vorstellungen von »Wissenschaft als Berufung« ignorieren überdies die zunehmende, mitunter sogar gewünschte Brüchigkeit von (Berufs-)Biografien, die auch vor Wissenschaftler_innen keinen Halt macht. Wissenschaft »nur« eine Zeitlang gut, gerne und – ja! – auch erfolgreich zu betreiben, scheint ausgeschlossen oder wird als unkollegial empfunden.

Um mich dem, was ich als mein un/freiwilliges Scheitern in der Wissenschaft bezeichne, anzunähern, scheint mir die Unterscheidung zwischen *cognitive career*, *community career* und *organisational career*, wie sie von Grit Laudel und Jochen Gläser getroffen wurde, hilfreich.¹³ Eine akademische Karriere setze sich demnach aus den drei genannten Karriereformen zusammen, die in Wechselbeziehung zueinander stünden und dennoch weitgehend unabhängig voneinander verlaufen würden. Die *cognitive career* stellt das Ergebnis all jener Forschungsprojekte und Forschungsprozesse dar, die der Wissenschaftler/die Wissenschaftlerin abgeschlossen hat, durchführt bzw. an denen er/sie beteiligt war oder ist. Daneben hätten Wissenschaftler_innen eine vierstufige *community career* – in Analogie zum Lehrberuf – zu durchlaufen, die vom Status der/des Auszubildenden über die Kollegin/den Kollegen hin zur Meisterin/Meister und gegebenenfalls bis zur Elite führen kann. Die *organisational career* wiederum sichert die/den Wissenschaftler_in materiell ab und verläuft innerhalb von Forschungsinstituten, Universitäten oder Unternehmen. Jede einzelne akademische Karriere verfügt über eine individuelle und einzigartige Dynamik zwischen diesen drei Karriereformen.

Während ich im nächsten Abschnitt das Scheitern meiner *cognitive career* speziell unter der Perspektive vorhandener Ängste nachzuvollziehen versuche, beschreibt der darauffolgende Teil meinem Umgang mit bestehenden Anforderungen im Hinblick auf *community* sowie *organisational career*. »Scheitern« wird sich dabei als ein Prozess des Suchens und Lernens erweisen, der von Momenten der Verweigerung und des Widerstandes getragen wird, die ein graduelles Scheitern mehr oder weniger bewusst in Kauf nehmen.

Den Ängsten ins Auge sehen

Die Handlungsunfähigkeit, welche Scheiternsprozesse zwangsläufig begleitet, lässt sich anhand meiner *cognitive career* verfolgen. Als ich noch Hoffnung hegte, mein Forschungsthema in den Griff zu bekommen, versuchte ich es mit Georges Devereux. Nach gut 15 Jahren barg die Relektüre des Bandes *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*¹⁴ einige erhellende Erkenntnisse: So ist es Georges Devereux zufolge die Methode, die Forscher_innen dazu diene, ihre Angst vor den Daten zu beschwichtigen. Oder in seinen eigenen Worten: »[V]erhaltenswissenschaftliche Daten erregen Ängste, die durch eine von der Gegenübertragung inspirierte Pseudomethodologie abgewehrt werden.«¹⁵ Was aber, wenn die Methode selbst Ängste auslöst?

12 Beate Kraus, Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen, in: dies. (Hg.), Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt, Frankfurt a. M./New York 2000, S. 31–54, hier S. 40.

13 Siehe Grit Laudel/Jochen Gläser, From Apprentice to Colleague. The Metamorphosis of Early Career Researchers, in: Higher Education 55 (2008) 3, S. 387–406.

14 Georges Devereux, Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1998.

15 Ebd., S. 18.

Nach meiner Dissertation zur Historiografie von Frauenbewegungen¹⁶ hatte ich das Gefühl, so nicht weitermachen zu können. So hieß konkret: mich auf gedruckte und/oder geschriebene Texte als Quellenmaterial zu beschränken. Ich erweiterte meine Quellenbasis um (audio)visuelles Material. In einem Projektantrag formulierte ich das Zusammenspiel von historiografischen und visuellen Repräsentationen der Partisanin im sozialistischen Jugoslawien als zentrales Forschungsziel. Zugleich kämpfte ich mit der hohen Achtung, die ich vor jenen wissenschaftlichen Verfahrensweisen empfand, die audiovisuelle Quellen in den Mittelpunkt stellen. Mein Respekt vor der betreffenden Quellenart wie auch dem einschlägigen methodischen Instrumentarium sollte nicht nachlassen und erlangte schier unüberwindbare Ausmaße. Dies wurde zu einem der Gründe, die mich veranlassten, das ursprüngliche Vorhaben zu modifizieren. Ein weiterer: Die geplanten Archiv- und Bibliotheksrecherchen erwiesen sich als weniger ertragreich als erhofft. Mit einem Artikel schien mir all das bereits gesagt, was zuvor ein Buch hätte füllen sollen.¹⁷ Die vorläufige Lösung brachte eine Erweiterung der Ursprungsidee. Aus dem audiovisuellen Zugriff auf die Partisanin machte ich einen unter mehreren. Jetzt wollte ich die »Figur der Partisanin« aus (vor) theoretischen, historiografischen, belletristischen und autobiografischen Texten ebenso wie audiovisuellen Repräsentationen herausdestillieren. Diese Figur sollte sowohl über die geschlechtsspezifische Vergangenheitspolitik als auch über die sozialistische Geschlechterordnung Jugoslawiens Auskunft geben.

Doch die Angst nahm nicht ab, eher kehrte sie in neuem Gewand wieder: Der Angst vor dem »Phänomen«. Mit dem Studium der Geschichte hatte ich 1991 begonnen – in jenem Jahr, als der Krieg in Jugoslawien ausbrach. Ich wollte verstehen, warum es zu diesem Krieg gekommen war. Heute bin ich erleichtert, an der Universität bald eine Art von Geschichtsschreibung kennen gelernt zu haben, die derartigen Fragestellungen mit Skepsis begegnet. Mein Diplomarbeitsthema widmete ich der *zadruga*, einer südosteuropäischen, ländlichen Familienform; mit der Dissertation wandte ich mich der Geschichte und Geschichtsschreibung von Frauenbewegungen in süd-slawischen Gebieten der Habsburgermonarchie zu. Beides Themen, die nur bedingt inhaltliche *sexiness* verhiessen. Aber womöglich hatte genau das sie für mich so spannend und letztlich handhabbar gemacht?¹⁸ Der Geschichte des sozialistischen Jugoslawiens und damit der Zeitgeschichte ging ich unterdessen aus dem Weg. Irgendwann erschien mir das »Phänomen Partisanin« – und seine Repräsentationen in der Nachkriegszeit – geeignet, mich doch noch mit der Geschichte des sozialistischen Jugoslawien auseinanderzusetzen. So erkor ich die Partisanin zu einer Art Vermittlungsinstanz zwischen mir und diesem Jugoslawien aus. Durch die Re/Konstruktion einer »Figur der Partisanin« beabsichtigte ich die Bewunderung zu bearbeiten, die ich für antifaschistische Widerstandskämpferinnen hege. Doch egal von welcher Seite ich das Thema anzupacken versuchte – theoretisch, methodisch, inhaltlich – ich schien es nicht in den Griff zu bekommen. Alte Fragen tauchten wieder auf. Jetzt lauteten sie nicht: »Wieso ist es zum Krieg in Jugoslawien gekommen?«, sondern in abgewandelter Form: »Was war das sozialistische Jugoslawien?« Die biografische Nähe zu diesem Land erlebte ich als Hindernis für die wissenschaftliche Distanz. Es gelang mir nicht, die in Jugoslawien verbrachten, unbeschwerten Sommermonate meiner Kindheit und Jugend mit Repressionen, Parteidiktatur, Totalitarismus, Nationalismus und Krieg – die zu verschiedenen

16 Vgl. Natascha Vittorelli, *Frauenbewegung um 1900. Über Triest nach Zagreb*, Wien 2007.

17 Vgl. Natascha Vittorelli, *Kriegerin und Krankenschwester. Mehr oder weniger spektakuläre Inszenierungen der Partisanin im sozialistischen Jugoslawien*, in: *L'Homme* 23 (2012) 1, S. 73–90.

18 Im Vergleich dazu stieg das Interesse an der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Partisaninnen und Partisanen in den letzten Jahren deutlich an.

Zeitpunkten in der Geschichte dieses Staates und nach seinem Zerfall in jeweils unterschiedlicher Ausprägung vorhanden waren – in Einklang zu bringen.

Georges Devereux hätte das wohl eine »affektive Verstrickung«¹⁹ genannt, an deren Lösung ich letzten Endes scheitern sollte. Denn es bedeutet nur einen geringer Trost, dass sich *mit* Georges Devereux auch argumentieren ließe, dass meine »Abwehrmechanismen«²⁰ eben nur unzureichend funktionierten. Oder dass »mit den Hindernissen auf dem Weg zur Objektivität am besten fertig [zuwerden] ist, indem man ihnen direkt ins Auge sieht«²¹. Über den Anblick der Hindernisse auf dem Weg zu wissenschaftlicher Distanz kam ich nicht hinaus.

Und den eigenen Sound, auf den meiner Ansicht nach kein Text verzichten sollte,²² fand ich ebenso wenig. Unter Sound verstehe ich Stil, Rhythmus und Melodiösität ebenso wie Erzählhaltung, Strukturaufbau und schließlich auch Anliegen, Aussage, Botschaft – bestenfalls gehen diese Komponenten miteinander einher. In meiner Dissertation hatte ich einen solchen Sound gefunden.²³ Bei der »Partisanin« wollte er sich nicht und nicht einstellen. Ohne ihn war es mir aber unmöglich, zu schreiben – vielleicht ja nur ein weiterer Ausdruck für vorhandene »Störungen«.

Georges Devereux rät dazu, »Störungen als die signifikantesten und charakteristischsten Daten der Verhaltenswissenschaften [zu] behandeln«²⁴; er meint weiters, dass »das größte Hindernis auf dem Wege zu einer wissenschaftlichen Erforschung des Verhaltens [...] die ungenügende Berücksichtigung der emotionalen Verstrickung des Untersuchenden mit seinem Material [ist], das er letzten Endes selber ist«; und schließlich hält er »[b]egriffene Angst [für] eine Quelle der Gelassenheit und der Kreativität und damit auch guter Wissenschaft«²⁵. So überzeugend ich diese Ansichten theoretisch fand, praktisch scheiterte ich an der Entschlüsselung der mir bewussten Störungen als signifikante und charakteristische Daten. Die Verbindung zur Wissenschaft und ihrem Betrieb mag zu diesem Zeitpunkt bereits so weit gelockert gewesen sein, dass mir Kraft und Zeit für eine konstruktive Nutzung meiner emotionalen Verstrickungen bzw. der damit einhergehenden Konflikte ebenso fehlten wie die Ressourcen zur Transformation begriffener Ängste in Quellen der Gelassenheit und Kreativität sowie guter Wissenschaft.

19 Devereux, *Angst und Methode*, S. 25.

20 Ebd., S. 186.

21 Ebd., S. 220.

22 Vgl. Natascha Vittorelli/Marnie Sturm/Birte Kohtz, *Eine Sache denken. Oder: Jedem Text sein eigener Sound*. Im Gespräch mit Natascha Vittorelli, in: *zeitenblicke* 9 (2010) 2, URL: http://www.zeitenblicke.de/2010/2/sturm-kohtz_vittorelli (letzter Zugriff 17.5.2016).

23 Unabhängig vom äußerlich sichtbaren Erfolg in Form von Publikation und Preisverleihung beruht die von mir auch weiterhin empfundene Zufriedenheit über meine Dissertation gerade auf ihrem eigenständigen Sound. Gemessen an der Wahrnehmung bzw. dem *impact* innerhalb der relevanten Fachkreise war der Arbeit nur geringer Erfolg beschieden: Selbst im überschaubaren Bereich der historischen Frauenbewegungsforschung hat sie keine Diskussionen ausgelöst, wurde kaum rezipiert, hat wenig bewirkt. Dieses Beispiel illustriert die Uneindeutigkeit des Phänomens »Erfolg«, an das sich auch im wissenschaftlichen Feld ganz unterschiedliche Kriterien anlegen lassen. So stellten etwa für Carolyn Ellis über geraume Zeit hinweg Nachfrage bis hin zur Selbstaufgabe die relevanten Indikatoren für wissenschaftlichen Erfolg dar. Vor dem Hintergrund eines sich anbahnenden Burnouts und ihres Unvermögens, Nein zu sagen, befragt sie sich selbst kritisch: »Besides, who would I be if people didn't ask me to do things? Who would I be if I wasn't trying to do more than humanly possible, like the rest of my successful colleagues?« Carolyn Ellis, *Jumping On and Off the Runaway Train of Success. Stress and Committed Intensity in an Academic Life*, in: *Symbolic Interaction* 34 (2011) 2, S. 158–172, hier S. 161.

24 Devereux, *Angst und Methode*, S. 18.

25 Ebd., S. 124.

Should I stay or should I go?

Die Frage »Bleiben oder gehen?« dürfte mittlerweile für zahlreiche Wissenschaftler/innen zur ständigen Begleitung geworden sein. Sie kann in Übergangsphasen – nach Absolvierung einer Qualifikationsarbeit oder mit Bewältigung eines Karriereschrittes – an Dringlichkeit gewinnen; die entsprechenden Entscheidungsprozesse vollziehen sich im Kontext eines unübersichtlichen Zusammenspiels von persönlichen, privaten, sozialen, fachlichen, strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen. Gerade dieses Ineinandergreifen bewirkt, dass sich einzelne Entscheidungsfaktoren bzw. Scheiternsmomente nicht präzise voneinander trennen lassen und daher ein mögliches »Scheitern« weder monokausal noch ausschließlich unfreiwillig erfolgt bzw. erfolgen muss. Bislang war von verschiedenen Facetten meiner Wahrnehmung eines intellektuellen Scheiterns die Rede. Auf das Set privater, institutioneller und struktureller Umstände, in welche das Scheitern meiner *cognitive career* eingebunden war und ist, möchte ich im Folgenden eingehen.

Erst kürzlich ist Veronika Wöhrer der bemerkenswerten Tatsache nachgegangen, dass Nachwuchswissenschaftler_innen angesichts der bestehenden Zumutungen zwar immer wieder die Absicht äußern, die Wissenschaft sein zu lassen, ihr dessen ungeachtet jedoch über viele Jahre hinweg die Treue halten. Für diesen paradoxen Sachverhalt identifiziert die Autorin vier Beweggründe: die anhaltende Begeisterung für wissenschaftliches Arbeiten; den Mangel an beruflichen Alternativen; die Erfahrung, es trotz existenzieller Unsicherheiten noch immer irgendwie geschafft zu haben und daraus resultierend schließlich die Hoffnung, diesen Weg auch in Zukunft fortsetzen zu können. Bei aller Hingabe an das wissenschaftliche Arbeiten vollzog sich bei den interviewten Nachwuchswissenschaftler/innen über die Jahre ein aufschlussreicher Haltungs- und Wertewandel: Während sie ihrem Privatleben zunehmend Beachtung schenkten, nahm die Mobilitätsbereitschaft deutlich ab.²⁶

Meine eigene Leistungsbereitschaft sank mit Fertigstellung der Dissertation schlagartig: Während ich bis dahin kaum freie Wochenenden, Feiertage oder Urlaube kannte, wollte ich mich von nun an nie wieder derart verausgaben. Ein zehntägiger Krankenhausaufenthalt wenige Wochen vor dem Abgabetermin hatte mir gezeigt, dass sich Form und Ausmaß meines Arbeitseinsatzes nicht auf Dauer aufrechterhalten ließen. In dieser Haltung fühlte ich mich durch die Tatsache bestätigt, dass mein »großer Wurf« in wissenschaftlichen Fachkreisen kaum wahrgenommen wurde – die Frage nach Relevanz und Sinn meiner Anstrengungen wurde drängender. Mein Unvermögen, mich mit dem neuen, selbst gewählten Forschungsthema derart zu identifizieren, wie dies einerseits zu erwarten und andererseits notwendig gewesen wäre, um die erforderliche Arbeitsmotivation zu mobilisieren, verschärfte die Situation zusätzlich. Weiters hatte ich die Bedeutung dieser Phase einer akademischen Karriere schlicht verkannt und mich auf die fachlichen Aspekte fokussiert. Hinzu kam, dass das Prestige der Habilitation bzw. des habilitationsähnlichen Projektes vornehmlich auf die *academia* ausgerichtet ist.²⁷ Meine Identifikation mit der Institution Universität hielt sich als freie Wissenschaftlerin jedoch in Grenzen: Während ich als Studentin die Universität als Lebensraum wahrgenommen und mich hochschulpolitisch engagiert hatte, war ich als Wissenschaftlerin weder bereit, das System durch unterbezahlte Lehrtätigkeit dauerhaft aufrechtzuerhalten, noch mich für die (meist leider vergebliche) Verbesserung der Arbeitsbedingungen von freien Wissenschaftler_innen einzusetzen. Meine Zweifel nahmen insofern zu, als ich beobachtete, dass ein Lehrstuhl zwar Ansehen und Sicherheit verheißen mag, doch realistischer

26 Veronika Wöhrer, To stay or to go? Narratives of Early-Stage Sociologists about Persisting in Academia, in: *Higher Education Policy* 27 (2014) 4, S. 469–487.

27 Diese Einsicht verdanke ich einem Gespräch mit Michaela Moser.

Weise mit einer Entscheidung für Administrations- und Gremienarbeit d. h. für Universitätspolitik auf Kosten von Forschungstätigkeit einhergeht. Eine »Führungskarriere«²⁸, an deren Ende eine Berufung steht, reizte mich wenig – eine Alternative dazu ist aber kaum vorhanden:

»Diejenigen, die sich in ihrem professionellen Leben mit Forschung befassen und keine Professur anstreben wollen, haben im deutschen Wissenschaftssystem kaum eine Chance, auf eine dauerhafte, interessante Position zu gelangen. Wissenschaftliche Dauerstellen unterhalb der Professur sind in der Regel nicht vorgesehen.«²⁹

Während sich diese Diagnose uneingeschränkt auf die österreichische Hochschullandschaft umlegen lässt, war meiner Berufslaufbahn an der Universität Wien auf Grund der geltenden Rechtsauffassung früher oder später notgedrungen ein Ende gesetzt. Die Entscheidung, eher die »Wissenschaft als Beruf« aufzugeben als Wien zu verlassen, hatte ich allerdings schon relativ früh getroffen: Nach Jahren der inneren Zerrissenheit sollte Wien, in dem ich geboren wurde und aufgewachsen bin, endlich auch mein Zuhause werden. Dieser Entschluss beinhaltete eine ausdrückliche Absage an internationale Mobilitätsanforderungen, mit denen sich Wissenschaftler_innen implizit wie explizit konfrontiert sehen. Da sich nicht nachweisen ließe, »dass Auslandserfahrungen oder internationale Kooperationen per se zu besseren (oder gar herausragenden) Forschungsergebnissen führen«³⁰, ist in diesem Zusammenhang zuweilen auch von einem »Mobilitätsmythos« die Rede. Eine Untersuchung der Strategien von Wissenschaftlerinnen im Umgang mit bestehenden Mobilitätsanforderungen hat gegebene Differenzen zwischen antizipierten Mobilitätsanforderungen und tatsächlichem Mobilitätsverhalten zutage gefördert und gezeigt, dass überzogene Mobilitätsanforderungen Frauen zur »Selbsteliminierung«³¹ aus der Wissenschaft bewegen können. Mein durchaus vorhandenes Bedürfnis nach Mobilität deckte ich jahrelang durch Archiv- und Bibliotheksrecherchen in der beforschten Region bzw. mittels Konferenzteilnahmen ab. Doch selbst die Organisation kurzfristiger Auslandsaufenthalte sollte mit Kind/ern und einem Lebenspartner, der seiner Berufstätigkeit in einer anderen österreichischen Universitätsstadt nachgeht, zur fast unüberwindbaren Hürde werden.

Die Relevanz des Zufalls im wissenschaftlichen Karriereverlauf hat Max Weber bereits vor gut einem Jahrhundert betont;³² ein Befund, dem Pierre Bourdieu wahrscheinlich vehement widersprochen hätte, hielt er doch den »Zufall der individuellen Talente« gerade für *keinen* Zufall, sondern für die »Logik der sozial Privilegierten«.³³ Und wenngleich beide Positionen mehr gemein haben, als es zunächst den Anschein haben mag, wirkt mein eigenes Vorgehen rückblickend

28 Heike Kahlert, Was kommt nach der Promotion? Karriereorientierungen und -pläne des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fächer- und Geschlechtervergleich, in: Sandra Beaufäys/Anita Engels/Heike Kahlert (Hg.), Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft, Frankfurt a.M./New York 2012, S. 57–86, hier S. 61.

29 Ebd., S. 62.

30 Regula Julia Leemann/Stefan Boes, Institutionalisierung von »Mobilität« und »Internationalität« in wissenschaftlichen Laufbahnen. Neue Barrieren für Frauen auf dem Weg an die Spitze?, in: Beaufäys/Engels/Kahlert (Hg.), Einfach Spitze?, S. 174–203, hier S. 198.

31 Ruth Becker/Cornelia Toppel, Akademische Nomadinnen? Zum Umgang mit Mobilitätsanforderungen in akademischen Karrieren von Frauen, in: Beaufäys/Engels/Kahlert (Hg.), Einfach Spitze?, S. 204–230.

32 Siehe Max Weber, Wissenschaft als Beruf. Nachwort von Friedrich Tenbruck, Stuttgart 1995, S. 7.

33 Pierre Bourdieu, Pädagogische Folgerungen. Plädoyer für eine rationale Hochschuldidaktik, in: ders./Jean-Claude Passeron, Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart 1971, S. 82–91, hier S. 88.

betrachtet geradezu mutwillig unstrategisch: Mit der Verbindung von süd/jugoslawischer Geschichte mit feministischen Geschichtswissenschaften bin ich meinen Interessen gefolgt und habe dabei eine doppelt marginalisierte Forschungsnische besetzt; als Südosteuropahistorikerin, die der Zeitgeschichte längst möglich auswich, fühlte ich mich am Institut für Zeitgeschichte inhaltlich deplatziert. Angesichts dieser Umstände sowie meiner Entscheidung, in Wien bleiben zu wollen, wäre gezieltes *networking* nicht allein zur Absicherung meiner *organisational career* angebracht gewesen; die Bedeutsamkeit so genannter »fragiler Freundschaften« wird schließlich gemeinhin anerkannt:

»neben der hervorragenden Leistung [gilt es,] die Qualifikationsanforderungen bezüglich networking und Persönlichkeit zu beachten [...]. Denn stillschweigend wird vorausgesetzt: networking praktiziert man geschickt und umsichtig und eine Persönlichkeit ist man oder man entfaltet sich dazu, man spricht jedoch nicht darüber. Wer darüber spricht, macht sich verdächtig, darauf angewiesen oder ›Hilfe bedürftig‹ zu sein.«³⁴

92

Ich hingegen wollte davon ausgehen, Netzwerke würden sich über Inhalte und gemeinsame (fachliche) Interessen ergeben, über gegenseitige Sympathien vielleicht – oder eben nicht. Eine Einstellung, an der ich festhielt, die mein Gefühl der Einsamkeit und Isolation im Wissenschaftsbetrieb jedoch zunehmend verstärken sollte – etwas, das mir während der Arbeit an meiner Dissertation gänzlich unbekannt gewesen war.³⁵ In der Zwischenzeit war mir allerdings ein wichtiger Denk- und Gesprächspartner abhandengekommen; zugleich sieht die *post-doc*-Phase keinerlei institutionalisierte Austausch- und Betreuungskontexte vor. Gerade solche Zusammenhänge wären jedoch geeignet, anhaltende Anerkennung und konstanten Beistand insbesondere für (jüngere) Wissenschaftlerinnen sicherzustellen; zumal davon ausgegangen wird, dass »fehlende kontinuierliche Unterstützung und Wertschätzung der eigenständigen Leistung von jungen Wissenschaftlerinnen diese dazu veranlassen können, sich von der Wissenschaft als Beruf abzuwenden.«³⁶ Meinem Versuch, eine informelle, interdisziplinäre Wissenschaftlerinnengruppe zu installieren, war kein dauerhafter Erfolg beschieden. Ein Ort, an dem ich das Gefühl des Scheiterns formulieren hätte können, fehlte mir ebenso wie eine Anlaufstelle für Hilfe und Unterstützung.³⁷ Denn: »For women in science, there is no ›threshold effect‹ – a plateau that one reaches, beyond which barriers disappear. Each stage of a scientific career poses its own problems.«³⁸ In der Folge zog ich mich

34 Elisabeth Maurer, »Wunderbare« oder fragile Freundschaften in der Wissenschaft. Norwendigkeit und Stolperstein für eine akademische Laufbahn, in: Carola Bauschke-Urban/Marion Kamphans/Felizitas Sagebiel (Hg.), *Subversion und Intervention. Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung*, Opladen/Farming Hills 2010, S. 263–278, hier S. 267f.

35 Einsamkeit und Isolation tragen nicht zuletzt zum Gefühl von Sinnlosigkeit bei. Siehe dazu Carol Kemelgor/Henry Etzkowitz, *Overcoming Isolation. Women's Dilemmas in American Academic Science*, in: *Minerva* 39 (2001) 2, S. 239–257, hier S. 255.

36 Sigrid Metz-Göckel/Petra Selent/Ramona Schürmann, *Integration und Selektion. Dem Dropout von Wissenschaftlerinnen auf der Spur*, in: *Beiträge zur Hochschulforschung* 32 (2010) 1, S. 8–35, hier S. 30.

37 Das Zögern, im wissenschaftlichen Kontext um Hilfe zu bitten, beschreiben Carol Kemelgor und Henry Etzkowitz als ein vornehmlich weibliches Phänomen: »Women are also quick to blame themselves for perceived failure, and are reluctant to ask for help since, if they do so, they are likely to be labelled as ›dependent.« Kemelgor/Etzkowitz, *Overcoming Isolation*, S. 249.

38 Die Aussage bezieht sich zwar auf Natur- und Technikwissenschaftlerinnen, ist meines Erachtens aber auch darüber hinaus zutreffend. Ebd., S. 246.

mehr und mehr zurück – je mehr ich mich zurückzog, umso weniger fühlte ich mich zugehörig – je unbehaglicher ich mich fühlte, umso mehr zog ich mich zurück.

Vermisst habe ich weiters ein weibliches *role model*: Eine Wissenschaftlerin, die ich fachlich schätzte, deren (politisches) Agieren im wissenschaftlichen Feld ich achtete und der es gelang, Wissenschaft und Mutterschaft in einer Weise zu leben, wie es mir wünschenswert erschien. Dieser Mangel mag auch meinen überzogenen Idealen geschuldet sein; je länger ich nach einem derartigen Vorbild Ausschau hielt, umso weniger konnte ich mich allerdings des Eindrucks erwehren, dass strukturelle sowie institutionelle Gegebenheiten für seine Abwesenheit verantwortlich waren.

Auch musste ich feststellen, dass sich die Arbeitstechnik, die ich im Verlauf meines Forscherinnen-Daseins entwickelt und die sich hinreichend bewährt hatte, kaum mehr mit meiner veränderten Lebenssituation vertrug: Nach mehreren fehlgeschlagenen Anläufen, Exzerpte anzufertigen, die mir bei der Arbeit tatsächlich nützlich gewesen wären, hatte ich mir eine Arbeitsweise angeeignet, die mich im Prozess der Text- sowie Wissensproduktion gänzlich unabhängig von Exzerpten machen sollte. Das ging so lange gut, bis es galt, Wissenschaft mit Elternschaft zu vereinbaren. Während ich mir davor gemerkt hatte, wo Inhalte und Argumente standen, mir einen Strukturaufbau sowie ein hilfreiches Ablagesystem zurecht gelegt hatte, das meine Erinnerung und Schreibearbeit unterstützten, wollte dies mit Kind/ern nicht mehr klappen: Wenn ich am Nachmittag meine Tochter aus der Krippe abholte, war ich gänzlich von ihr und ihrer Präsenz eingenommen. Was ich vormittags gelesen hatte, schien unzureichend abgespeichert. Ich vermisste die Zeit, in der das Gelesene und Gedachte nebenbei (nach)wirken konnten: Beim Kochen, beim Einkaufen, am Fahrrad – unverplante Zeit, wo Überlegungen in mir weiterarbeiteten oder auch erst entstanden. Erst als ich über diese Zeit nicht mehr verfügte, erkannte ich ihre Qualität und Produktivität.³⁹ Zur Entwicklung einer Arbeitstechnik, die meiner neuen Lebensrealität entsprach, fehlten mir wohl schon Begeisterung und Motivation. Parallel dazu verschoben sich meine Ansprüche und Wertigkeiten: Mein Erkenntnisinteresse sollte von meiner Mutterschaft nicht unberührt bleiben – die Re/Konstruktion einer »Figur der Partisanin« schien sich darin nicht mehr so recht einzufügen. Und während meine wissenschaftlichen Anstrengungen und Bemühungen früher auf die fachliche Anerkennung⁴⁰ der *scientific community* abzielten, sank in Reaktion auf deren »Vorenthaltung« die Bedeutung, die ich selbiger beimaß.⁴¹

39 Zur Unberechenbarkeit ebenso wie Unverzichtbarkeit der »Eingebung« bzw. des »Einfalls« meinte Max Weber: »Es ist in der Tat richtig, daß die besten Dinge einem so, wie Ihering es schildert: bei der Zigarre auf dem Kanapee, oder wie Helmholtz mit naturwissenschaftlicher Genauigkeit für sich angibt: beim Spaziergang auf langsam steigender Straße oder ähnlich, jedenfalls aber dann, wenn man sie nicht erwartet, einfallen und nicht während jenes Grübelns und Suchens am Schreibtisch. Sie wären einem nur freilich nicht eingefallen, wenn man jenes Grübeln am Schreibtisch und wenn man das leidenschaftliche Fragen nicht hinter sich gehabt hätte.« Weber, *Wissenschaft als Beruf*, S. 14. Bei aller zeitlichen Distanz von gut einem Jahrhundert: Welch Klassen- und Geschlechterdifferenzen sich da zwischen Küche und Kanapee auftun!

40 Nicht nur für das wissenschaftliche Feld gilt, dass Anerkennung – und damit Erfolg bzw. Scheitern – in keinem direkten Verhältnis zu erbrachten Leistungen steht bzw. stehen muss und umgekehrt: Anerkennung scheint neben fachlichem Können, insbesondere auf der überzeugenden Inszenierung bestimmter Persönlichkeitsmerkmale zu beruhen. Vgl. Kraus/Beaufaÿs, *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung*, S. 143f.

41 Vgl. Sigrid Metz-Göckel, *Diskrete Diskriminierung und persönliches Glück im Leben von Wissenschaftlerinnen*, in: Brigitte Aulenbacher/Birgit Riegraf (Hg.), *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs*, 2. Aufl., Wiesbaden 2012, S. 27–49, hier S. 28–33.

Meine »Abweichungsenergie«⁴² – insbesondere was die ebenso unerlässliche wie alltagspraktische Ebene der Wissenskulturs betraf: – die impliziten Sitten und sozialen Gebräuche – brauchte sich nicht zuletzt angesichts einer bildungsfernen Herkunft langsam aber sicher auf Alternativen außerhalb der Universität und des wissenschaftlichen Feldes zu gewinnen an Attraktivität. Etwas halbherzig, spontan und aus dem Bauch heraus traf ich vor einigen Jahren die Entscheidung, einen Plan B voranzutreiben. Bestenfalls als ein zweites berufliches Standbein angedacht, hatte ich keine konkreten Vorstellungen, was sich daraus entwickeln könnte; ich besaß nicht einmal die Gewissheit, dass ich mein Vorhaben überhaupt durchziehen würde. Zunächst vergrößerte diese Option nur meinen gedanklichen Spielraum, danach erweiterte sie meinen realen Handlungsraum und damit meine Unabhängigkeit von der Wissenschaft und ihrem Betrieb. Ich hatte zwar schon in Betracht gezogen, dass die strukturellen und institutionellen Umstände des wissenschaftlichen Arbeitens mich früher oder später dazu veranlassen würden, die Wissenschaft aufzugeben; als ich dann aber auch noch feststellte, dass mir unter den gegebenen Bedingungen das Interesse an wissenschaftlichen Inhalten sowie die Freude am Forschen zusehends verloren gingen, schien mir die Möglichkeit, »in und mit der wissenschaftlichen Arbeit glücklich zu sein, ohne ausschließlich auf sie fixiert zu sein«⁴³ schon längst nicht mehr in greifbarer Nähe. Vielleicht ließe sich in diesem Zusammenhang von »Prozessen der Selbsteliminierung« reden, von einer »Abfolge von mehr oder weniger bewusst getroffenen, immer jedoch freien Entscheidungen [einer jungen Frau], die für sich eine andere Wahl als die einer Karriere in der Wissenschaft«⁴⁴ trifft. Ein mehr aus Ratlosigkeit, denn Überzeugung gefasster Entschluss sollte letztlich auslösen, was ursprünglich weder absehbar noch beabsichtigt war: Plan B leitete meinen Ausstieg aus der Wissenschaft ein.

Richtig Abschied nehmen

Ganz gleich, ob »das, was [...] wie eine Folge von persönlichen Wahlen, von individuellen Entscheidungen gegen eine wissenschaftliche Laufbahn [aussieht], in hohem Masse geprägt und beeinflusst ist von den Institutionen, Strukturen und sozialen Beziehungen im Wissenschaftssektor selbst«⁴⁵ oder eben nicht bzw. in welchem Ausmaß das im konkreten Fall zutreffen mag; gleich auch, ob ich dem so genannten *cooling out* erlegen bin, einem »stille[n] Modus« mittels »Prekarisierung der Beschäftigungsverhältnisse [...] Personen auszuschneiden, die nicht über ein ausreichendes Maß an Motivation und Hingabe für die Wissenschaft verfügen«⁴⁶: Die Entscheidung ist gefallen – ich verlasse das wissenschaftliche Feld. Im Spannungsfeld von Freiwilligkeit und Unfreiwilligkeit bin ich in und an der Wissenschaft gescheitert, nun soll der Abschied von ihr gelingen; denn immerhin beende ich einen Lebensabschnitt, der von einer beruflichen Tätigkeit geprägt war, der ich mich lange und leidenschaftlich verbunden gefühlt habe. Ich bin dankbar für Begegnungen, Erfahrungen, Erkenntnisse, Erlebnisse, Erfolge, Gespräche, Reisen, Scheitern und Veränderungen – und insbesondere danke ich all jenen Personen, mit denen ich Freuden und Leiden des wissenschaftlichen Alltagsgeschäfts teilen konnte, jenen, die meinen wissenschaftlichen Berufsweg über kürzere

42 Fredericke Hassauer, *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*, Wien 1994, S. 33.

43 Metz-Göckel, *Diskrete Diskriminierung*, S. 29.

44 Kraus/Beaufays, *Wissenskulturs und Geschlechterordnung*, S. 137.

45 Ebd.

46 Metz-Göckel/Selent/Schürmann, *Integration und Selektion*, S. 17. An anderer Stelle wird *cooling out* als »Distanzierung und Entfremdung [junger Wissenschaftlerinnen] von der Wissenschaft als Beruf« beschrieben. Bettina Heintz/Martina Merz/Christina Schumacher, *Wissenschaft, die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich*, Bielefeld 2004, S. 198.

oder längere Etappen wohlwollend und unterstützend begleitet haben. Eine Identität wie die der Historikerin und Wissenschaftlerin, die sich über Jahre und Jahrzehnte formiert hat, lässt sich nicht abstreifen und ich bin froh, mir Aspekte davon in Zukunft bewahren zu können.

Es heißt, dass gelingende Abschiede Aufmerksamkeit erfordern; dass unabgeschlossene Projekte dazu führen können, weiterhin Energien und Kapazitäten zu binden, hinausgezögerte Projektabschiede der Abwehr von Verlustängsten dienen und sich konfliktreiche Projektabschiede durch rechtzeitige Planung verhindern ließen.⁴⁷ Dass ich mein eigenes Abschließen mit der Wissenschaft derart bewusst vollziehen kann, verdankt sich einer persönlichen Entscheidung und einer zeitlichen Koinzidenz: Mit dem Gedanken, der Wissenschaft den Rücken zuzukehren, spielte ich schon länger. Ein Vortrag, den ich im Herbst 2013 halte, wird zum überraschend endgültigen Wendepunkt; schlagartig erkenne ich, dass mein Forschungsprojekt weder in inhaltlicher, noch in methodischer oder theoretischer Hinsicht »aufzugehen« scheint; ich erkenne, dass die Vortragende, die sichtlich damit ringt, dank und trotz der Fragen des Publikums Sinn und Ordnung in ihre Präsentation zu bringen und dabei zu scheitern droht, kaum noch etwas mit jener aufstrebenden Wissenschaftlerin gemein hat, die einst beherzt eine problematische Themenwahl traf; und schließlich erkenne ich, dass sich die Form von Mutterschaft, wie ich sie mittlerweile lebe und leben möchte, weder mit den realen noch den imaginären – und damit zuweilen auch nur vermeintlichen – Anforderungen an die wissenschaftliche *persona* vereinbaren lässt. Doch soweit bin und bleibe ich Wissenschaftlerin, dass ich in der darauffolgenden Nacht Gefallen an der Idee finde, meinen Abschied von der Wissenschaft in wissenschaftlich anerkannter Manier zu begehen: Indem ich einen Text schreibe. Wenige Tage später erfolgt der *CfA* für das Themenheft »Scheitern« der Werkstatt *Geschichte*; mein *proposal* wird angenommen.

Nun also liegt mein akademischer Abschiedsbrief vor und streckenweise liest er sich wie die Chronik eines angekündigten Scheiterns. Bisweilen habe ich mich gefragt, ob mein »Scheitern« tatsächlich derart unausweichlich war, wie es rückwirkend erscheinen mag bzw. inwiefern ich selbst zu seiner Notwendigkeit beigetragen habe: Was, wenn ich ein anderes Thema gewählt hätte? Wenn ich zu einem anderen Zeitpunkt Mutter geworden wäre? Mein Scheitern früher erkannt oder benannt hätte? Was, wenn ich über mehr Unterstützung verfügt hätte, mit der ich mich vertrauensvoll über fachliche Inhalte, institutionelle Bedingungen sowie feldeigene Spielregeln der *scientific community* austauschen hätte können? Wenn ich »durchgehalten« hätte? Das Schreiben dieses Beitrags, die Auseinandersetzung mit (dem eigenen) Scheitern, die Bewusstwerdung der – auch statistischen – Normalität des Aussteigens aus der Wissenschaft in den unterschiedlichsten Karriereabschnitten haben Ambivalenzen re/aktiviert, mein schlechtes Gewissen, das angekündigte Projekt nicht in der geplanten Form zu Ende gebracht zu haben, allerdings gelindert und mein persönliches Gefühl des »Scheiterns« relativiert.

Der Versuch, einen unabgeschlossenen Prozess zu beschreiben, hat sich als mindestens so herausfordernd wie bereichernd erwiesen. Denn während der Erfolg dazu verleitet, schlicht so weiterzumachen wie bisher, eröffnet Scheitern die Möglichkeit, zu reflektieren und über die eigene Lebensgeschichte nachzudenken: »In diesem Sinn trägt Scheitern zur persönlichen Entwicklung bei, indem es die Erkenntnis fördert, auch ein anderer [eine andere, Anm. der Autorin] sein zu können.«⁴⁸

47 Siehe Katharina Heimerl/Georg Zepke/Andreas Heller/Martin Schmid, Abschiede, in: Gert Dressel/Wilhelm Berger/Katharina Heimerl/Verena Winiwarter (Hg.), *Interdisziplinär und transdisziplinär forschen. Praktiken und Methoden*, Bielefeld 2014, S. 193–204.

48 Morgenroth/Schaller, *Misserfolg und Scheitern*, S. 25.